

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Mittwoch, 23. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Madenzie ist aufgestanden. Ines auch. Letztes, prüfendes Abschätzen. „Eingverstanden . . . Ich nehme die Stellung an, Herr Direktor.“

„Sofort?“

„Ja.“

„Allright! Übermorgen ist Generalversammlung. Wir arbeiten morgen ein Exposé aus. Da werden Sie sehen, wie man hier eine Schlacht schlägt.“

Ja, denkt Ines, wir werden sehen . . . Zum zweitenmal wird sie nicht die Unterlegene sein . . .

Der Leiterwagen mahlt durch den Sand, der Bucht zu. Molitor reitet hinterher. Ben Parker ist von seiner Siedlung nach der Hungerfarm herübergeritten, um sich der Sachen mit anzunehmen. Jetzt sitzt er da vorn neben dem eingeborenen Knecht. Sein knochiger Rücken schaukelt bei der Fahrt auf dem unebenen Wege hin und her; über dem breittreppigen Hut kräuselt sich der Rauch der Pfeife. Parker nimmt sie nur aus dem Mund, um zu essen, zu trinken oder auszuspucken, womit er vieles ausdrücken kann. Beim Reden nicht; beim Arbeiten nie.

Molitor graut es vor den mutmaßlichen Trümmern seiner Einrichtung. Was soll er auch noch damit? Aber man muß sich wohl darum kümmern.

Die Felder bleiben zurück; der Wagen holpert dem Strande zu. Da hängt die Fahne zerrissen am Mast. Kisten stehen herum. In Holz- und Strohverkleidungen noch kenntliche Möbelstücke. Eines ist umgefallen, wie es scheint. Das Ganze sieht aus wie die notdürftig gerettete Habe eines Schiffbrüchigen.

„Well!“ Parker spuckt nach rechts auf den Strand und springt mit seinen fünfzigjährigen, etwas steif gewordenen Beinen entschlossen vom Wagen. Er befüßt die Stohkränze, die um Tisch- und Stuhlbeine gewickelt sind. „Naß . . .“

Bei den leichten Kisten haben sich die Deckel geworfen. Parker prüft den Widerstand des Holzes, das in der Sonne dunstet, mit einem Druck seiner mächtigen Hand. Aus der einen sieht man Blechboxen schimmern: Konserven und Ölfarben; auch so etwas wie Flaschenhälfe.

Molitor hat nichts vergessen. Er sitzt noch immer auf Karpars geduldigem Rücken und sieht sich die Sache von oben an, als ob er nichts damit zu tun hätte. Erst, als Parker den Knecht anweist, die Latten um die umgekippte Standuhr fest zusammenzuschlagen, steigt er aus dem Sattel.

Das Verladen geht ziemlich schweigsam vor sich. Parker greift tüchtig zu. Er steht oben auf dem Wagen und hat für sachgemäßes Verstauen gesorgt. Es geht ihm glatt von der Hand. Nur für die Kiste mit den Flaschenhälften sucht er etwas umständlicher nach dem geeigneten Platz. Zum Schluß nimmt Molitor den Postsack und zieht die Fahne ein. Er sieht heute nicht mal nach dem Inhalt; das hat Zeit.

Am Abend ist endlich alles an seinem Platz. Die Zimmertüren stehen offen. Mehrere Kerzen verbreiten eine schummrige Beleuchtung, die etwaige Schäden freundlich verdeckt. Elektrizität gibt es auf der Hungerfarm natürlich nicht — nur Petroleumlampen; aber man ist heute nicht mehr dazu gekommen, sie zurechtzumachen.

Parker steht auf der Schwelle der Verbindungstür und mustert die erleuchtete Zimmerflucht: zwei rechts —

zwei links. „Großartig!“ sagt er zufrieden. Er vermeidet es, dazu auf den Boden zu spucken, weil er rechtzeitig bemerkt, daß da jetzt Teppiche liegen; die sind sowieso noch etwas feucht. „Well, Askan!“

„Dank deiner Hilfe, Ben; ich wäre kaum damit zu Rande gekommen“, ist Molitors höfliche, aber etwas interesselose Antwort. Er ist dabei, den Postbeutel auf dem Tisch auszuleeren.

Ben Parker beobachtet schweigend das eingefallene Gesicht seines jüngeren Freundes, in das das Licht der einzigen Lampe tiefe Schatten gräbt. Molitor schiebt ihm ein Paket Drucksachen, Prospekte und Zeitungen zu. Parker setzt sich an den Tisch und wirft einen flüchtigen Blick darauf. Dann betrachtet er wieder verstohlen sein Gegenüber und saugt dabei gedankenlos an der kalten Pfeife.

Molitor hat zwei Briefe für sich aussortiert. Beide tragen den Stempel von Adelaide. Der eine den Aufdruck der Standard-Minen-Compagny, der andere eine wohlbekannte handschriftliche Adresse in flotter Kontorschrift. Dieser Brief wird fortgeschoben; scheinbar achsellos verschwindet er unter den Zeitungen. Der mit dem Firmenaufruf wird geöffnet; aber die Hand, die ihn aufreißt, ist unsicher. Ein Stück des Briefbogens geht mit. Diese Beobachtungen kann Parker unter der Lampe machen, die ihm Molitors Gesicht verdeckt.

Dann liegt der offene Bogen auf dem Tisch. Molitor zieht auf, schiebt die Hände in die Taschen und geht im Zimmer hin und her. Ben Parker studiert seine Zeitung. Erst, als Molitor ihm den Bogen zuschiebt, nimmt er wortlos das Papier und liest.

„Was stellst du dir darunter vor?“ fragt Molitor.

Parker gibt vorläufig keine Antwort, sondern stopft seine Pfeife frisch und zündet sie an. „Wie ich den guten Joaphat kenne, steckt da ein Druck dahinter“, erklärt er mit Genugtuung. „So viel ist klar.“

„Möglich. Aber wieso? Von wem?“

„Wer von der Schweinerei wußte, konnte auf ihn drücken und wollte das in deinem Interesse.“

„In meinem Interesse? Ich wüßte nicht . . . Niemand.“ Die Stirn grübelnd zusammengezogen, mit hart geschlossenen Lippen, steht er reglos da. Plötzlich scheint ihn ein Gedanke zu durchzucken. Mit einem Schritt ist er am Tisch, zieht den zweiten Brief unter den Zeitungen heraus. Ines! Sollte sie —?

Er durchfliegt stehend die anderthalb Seiten. Dann hört Parker, wie das Papier zerrissen wird, klein und sorgfältig, sozusagen endgültig, und er sieht die Fäden zu Boden flattern.

Molitor setzt sich ruhig wieder an den Tisch; nur ist sein Gesicht jetzt fahl, mastenhaft starr. Das dauert Minuten. „Ich will mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben — nichts mehr!“ bricht es unvermittelt aus ihm heraus. Er packt Madenzies Zusehrift, ballt sie in der Faust zusammen und schleudert sie von sich.

Parker erschrickt nicht vor diesem Zornesausbruch, aber das verzerrte Gesicht da vor ihm tut ihm weh. „Askan!“ Die rauhe Stimme klingt weich und gütig. Er streckt die schwere Branke über den Tisch und legt sie leicht auf die kramphast geballte Faust des anderen.

Molitor atmet stoßweise. „Verzeih — es ist schon vorüber!“

„Es ist gut, einmal Luft zu machen. Versteht schon, mein Junge. Ich weiß wohl, was du gedacht hast. Und wußte auch, daß du dich irrst!“ Parler bekommt keine Antwort, erwartet sie auch nicht. „Sei aber vernünftig! Was du eben weggeschleudert hast: well — wir beide wissen gut genug, was das wert ist. Daß du ein solcher Narr sein sollst — damned — das werde ich nicht zugeben! Du wirst dir's überlegen, sage ich!“

„Ich mag nichts mehr davon wissen!“

Parler steckt die Pfeife, die er ausnahmsweise aus dem Mund genommen hat, wieder zwischen die Zähne. Aber sein zerknittertes Gesicht irrtlichtert das weiße Lächeln der Erfahrung; aber er unterdrückt es, flug und gut. „Später!“ meint er. „Laß jetzt nur!“ Er framt die übrige Post zusammen, die noch für zwei Farmer des Distrikts bestimmt ist, um sie mitzunehmen. „Da ist noch was für dich dazwischen. Hast es wohl übersehen?“

Ein weißer Kartendbrief, auch aus Adelaide. Molitor reißt ihn gedankenlos auf, sieht nach der Unterschrift, sucht.

„Für Ihren so freundlichen Abschiedsgruß herzlichen Dank! Daß mein Onkel und ich Sie nicht mehr persönlich antrafen, tut uns besonders leid, weil wir kaum mehr Gelegenheit haben, Sie vor unserer Abreise noch zu besuchen. Wir werden den nächsten Dampfer nach Europa benutzen. Aufrichtig wünschen wir beide Ihnen für die Zukunft alles Gute! Grüßen Sie auch Kaspar und Zerberus von Ihrer Juliane ter Steegen.“

Molitor sitzt eine Weile still. Dann fragt er: „Wo ist eigentlich Zerber?“

Parler ist irgendwie mit den Kisten beschäftigt, die, noch ungeöffnet, in der Zimmerede aufgestapelt stehen. „Soviel ich weiß, liegt er nebenan auf dem neuen Sofa.“

„Mal sehen!“ Molitor geht ins Nebenzimmer.

Die Plüster auf dem Schrank sind unbeachtet niedergebrannt und erloschen. Molitor fällt das nicht weiter auf. Vor dem noch lahlen Fenster steht weiße Mondnacht. Die magische Helle bringt Erinnern mit sich — Erinnern an Abende auf einer Hotelterrasse.

Zerberus liegt struppig, wie er nun einmal ist, auf dem neuen Ledersofa. Molitor streicht ihm übers Fell, ohne ihn zu verjagen. Er geht weiter bis zum Fenster und blickt hinaus.

Jemand, der einen Druck ausüben kann und es in seinem Interesse täte —? Molitor atmet tief auf. Abreise nach Europa? Also nicht Madenzie heiraten? Wie ist es möglich, daß ihm diese Gefahr erst jetzt zum Bewußtsein kommt: dieses Mädchen — diesen Mann! Oder etwa doch? Was weiß er denn? Eins: daß er sie noch einmal sprechen muß, ehe sie endgültig abreißt. Das auf jeden Fall! — Er macht kehrt, geht ins vordere Zimmer zurück.

Parler ist noch immer bei den Kisten, dreht sich aber jetzt um und sieht Molitor ins Gesicht. Es ist ein anderes. „Du sag mal: Wo ist eigentlich die Kiste mit den Flaschen?“

„Ach so? Aber natürlich! Whisky auch... Da, hinter der mit dem Geschirr! — Wann geht übrigens der nächste Europadampfer ab?“

„Das steht in der Zeitung“, bemerkt Parler sehr richtig und zerrt die Kiste mit dem geplatzen Deckel nach vorn.

Juliane steht über ihren Koffer gebeugt, als an die Tür geklopft wird. Der Boy meldet, ein Herr Molitor wünsche Fräulein ter Steegen zu sprechen.

„Ja“, sagte Juliane. „Bitte! Im Salon, nebenan!“

Molitor hat wieder sein normales Gesicht — so, wie sie ihn kennengelernt hat, ohne Mostositide. Er trägt einen besuchsmäßigen dunklen Anzug; überhaupt liegt etwas Ernst-Gesammeltes in seinem Wesen. „Fräulein ter Steegen“, sagt er und nimmt die ihm dargereichte Hand, „ich konnte Sie doch nicht abreißen lassen, ohne Sie nochmals gesprochen zu haben.“

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, Herr Molitor. Es ist doch aber ein so weiter Weg? Ich denke mir, Sie haben wohl sonst noch Geschäfte in der Stadt?“

Sie hat sich hingelegt. Molitor auch. „Eigentlich nicht“, sagt er und denkt: Was reden wir nur? Es ist alles so förmlich und auch so gezwungen. „Ich bin gekommen, um Sie noch einmal zu sehen.“

„Ja?“ Das ist keine Frage und will nichts bedeuten. Das kleine Wort, das eine Weile in der Luft hängen-zubleiben scheint. „Wir fahren übermorgen.“

„Warum eigentlich? Ich dachte —“

Juliane schüttelt den Kopf. „Nein — daraus wird nichts. Sie meinen Madenzie? Wir haben die Frage rein geschäftlich erledigt.“

(Schluß folgt.)

Marienstatt, das Kloster der grauen Mönche.

Richard Hecht, Frankfurt a. M.

Von der schönen Landstraße, die Hachenburg mit Altenkirchen im hohen Westerwald verbindet, führt wenige Kilometer von Hachenburg entfernt ein Feldweg steilab ins enge, ammutige Nistertal. Hohe Fichten beschatten den Weg, stolze Königsleichen und leuchtendrote Fingerringe grünen aus dem malerischen Gewirr der tausendfältigen Farnblätter am Waldestand. In der Tiefe rauscht die Nister befeudet durch den Waldesdom. Plötzlich öffnet sich dem Blick eine weite Weidenlandschaft, eine wundervolle alte Brücke schwingt sich in schönem Bogen über das Flußbett, und inmitten dieses tiefen Waldfriedens breitet sich der mächtige Klosterbau der Zisterziensermönche aus: Marienstatt.

Vor mehr als 700 Jahren wanderten zwölf Zisterzienser mit ihrem Abt Hermann an der Spitze aus dem berühmten Kloster Heisterbach im Siebengebirge aus und gründeten fernab der Welt, in der Nähe von Kirchburg, ein neues Heim. Es war die erste Ansiedlung frommer Mönche im rauhen Westerwald. Nach einigen Jahren siedelten die Mönche in das stille Nistertal über. Sie folgten damit, wie eine sinnige Legende berichtet, dem Rufe der Mutter Gottes. Mitten in schweigender Winterspracht erblickte in Schnee und Eis den suchenden Mönchen am Ufer der Nister ein Dornbusch. Hier pflanzte der Abt das Kreuz auf, und in feierlicher Weise wurde der Grundstein zu der Kirche gelegt. Der Bau des Gotteshauses konnte mit Unterbrechungen bis etwa 1430 fortgeführt werden.

Es ist der erste völlig gotische Bau auf deutschem Boden!

Wer der Schöpfer dieser Anlage gewesen ist, weiß man bis heute nicht. Der Grundgedanke der Armut, der den Jüngern des heiligen St. Bernhard oberstes Gesetz ist, spiegelt sich auch in seinen Bauwerken: Schlichtheit in den Bauformen, fast Asketik, Entfugung von Prunk, Luxus und glänzenden Architekturen. Einfachheit überall. Türme dürfen nach der Ordensregel überhaupt nicht in die Lüfte sich recken, das Gewicht der Glocken fünfhundert Pfund nicht übersteigen. So sehen wir einen bescheidenen Dachreiter aufragen. Unter Anwendung sparsamster Mittel und größter Zweckmäßigkeit wuchsen diese Bauwerke der grauen Mönche des Nistertals in die Landschaft. Und noch heute sind diese Zisterzienserkirchen als solche sofort zu erkennen. Aber das konnten strenge Ordensregeln den frommen Baumeistern nicht verbieten, daß diese ihren Schöpfungen höchste künstlerische Vollendung gaben, daß sie Werke unvergänglicher Schönheit schufen, die noch heute das Auge jedes Kunstfreundes entzücken.

So erschauen wir auch in der Kirche von Marienstatt ein Zeugnis edelster mittelalterlicher Baukunst, die verkörperte Idee der Armut der grauen Mönche, ernst, fast stöbe, aber unendlich klar und beschwingt in der Linienführung, durchglüht von dem frischen Hauch künstlerischer Armut und Vollendung. Der Kirchenbau ist zudem mit dem bescheidenen Baumaterial des Westerwaldes aufgeführt — Grauwade und Trachyt. Zum ersten Male auf deutschem Boden kommt auch hier das Strebebipfeilsystem bei einer gotischen Kirche zur Anwendung.

Von zwingender Schönheit ist der Innenraum mit seiner klassisch vollendeten Chorpartie. Die Einzelformen des Chors tragen den ausgesprochenen Charakter der Frühgotik. Das Querschiff gehört einer späteren Zeit an, die vielleicht im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts abschließt. Der Weiterbau des Schiffes ist dann erst um 1425 vollendet worden.

Im Kunstwerk birgt die Kirche u. a. einen großartigen Reliquienaltar mit mächtigem Schnitzwerk. Unter den vielen Grabsteinen verdient der des Grafen Gerhard II. von Sayn und seiner Gattin Erwähnung.

An die Klosterkirche schließen sich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Abtei an, schlicht und anspruchslos. Nur der Mittelbau weist reichere Formen auf.

Sonnige Tage und schwere Jahre tiefer Trübsal durchlebte die Abtei. Oft ward der stille Frieden des Tales gestört. Ein einziger Federstrich zerstörte zu Beginn des 19. Jahrhunderts das, was sechs Jahrhunderte mühsam geschaffen hatten. Die

Mönche mußten Marienstatt auf viele Jahre verlassen. Einsam und verödet lagen Kirche und Abteigebäude. Ungezählte Kunstwerke wurden verschleppt oder gingen spurlos verloren. Dazu gingen die Bauwerke rasch ihrem Verfall entgegen.

Die Großherzigkeit des edlen Kaisers Friedrich III. ermöglichte es, daß 1888 die grauen Mönche ihren Einzug wieder in die geweihten Hallen halten und zu neuem Leben erwecken konnten.

Nun strömt seitdem neuer, reicher Frieden von dieser Stätte aus. Wer einmal an einem Sonntagvormittag Zeuge sein durfte wie das Westerwälder Landvolk stundenweit herbeiströmt und den Gottesdienst in der Abteikirche besucht, der empfindet es mit, daß hier Gottes Odem weht und göttlicher Geist wirkt.

Wundervoll gepflegte Gärten breiten sich rings um die Gebäude und die Kirche aus. Herrliche Baumgruppen, köstliche Alleen führen nach den Abteigebäuden und der Kirche. Im Schatten der Kirche aber liegt still der Friedhof. An einer Seite ruhen die heimgegangenen Mönche inmitten ihres Abtes, auf der anderen Seite am Ufer der Rister liegen die Gräber der Angehörigen der zur Abtei eingepfarrten Ortschaften. Drüben aber singt das rauschende Flätschen sein ewiges Lied und trägt die Kunde weit in das Nassauer Land von dem Frieden und der Stille, den die Abtei der grauen Mönche verbreitet, und dem Segen, den diese alte Kulturstätte hoch oben im Westerwald ausströmt.

Die grausamste Nacht meines Lebens.

Von Walter Burlart.

Aus dem jetzt bei F. A. Brodhaus, Leipzig, erscheinenden Buch des Forschungsreisenden Walter Burlart „Der Reiherrjäger vom Gran Chaco. Als Jäger und Goldsucher vom Amazonas zum La Plata“, veröffentlichten wir mit Genehmigung des Verlags folgenden Abschnitt:

Auf der Weiterreise treffen wir bald die ersten Vorboten der im Bau begriffenen Eisenbahn von San Lorenzo nach Yacuibá. Mitten durch den Jahrtausende alten Urwald wird eine Bresche geschlagen. Voraus wird mit Buschmessern und leichten Äxten das dicke Unterholz entfernt. Dann kommen die gewiegten Holzfäller, die Hinterwälder, die mit Bedacht und ruhigen, gewaltigen Schlägen den Urwaldriesen in stundenlangender Arbeit zu Fall bringen. Auf provisorischen Wegen werden die Stämme der Nughölzer nach rückwärts befördert, wo sie sofort zersägt und zu Eisenbahnschwellen verarbeitet werden. So gibt es in Südamerika Eisenbahntrecken, wo die Unterlage der Schienen aus den kostbarsten Edelhölzern besteht.

Arbeiter aller Nationen schaffen an einer solchen Urwaldbahn. Man grüßt im Vorübergehen und empfängt den Gegengruß in verschiedenen Sprachen, sogar in schweizerischem Dialekt. Am Rande des Schlages erheben sich die Zelte der Arbeiter. Das Unterholz dient ihnen zum Lagerfeuer, an dem des Abends Mate getrunken, Geschichten und Jagdabenteuer erzählt werden. Kommt es darauf an, so wagt sich keiner hundert Meter weit in die Dämmerung des Urwaldes vorzudringen. Erldnt des Nachts in nächster Nähe die lusterschütternde Stimme eines gewaltigen Raubtieres, so hält jeder den Atem an, zieht sich in seiner Hängematte zusammen oder rückt näher an seinen Schlafgenossen. Auch wenn einmal das Dampfroß die Strecke durchheilt, wird noch viele Jahre lang der Urwald mit seinen vielen Geheimnissen bestehen bleiben.

Nach fünf Jahren sehe ich wieder die erste Eisenbahn, das heißt eine mit Holz gefeuerte Lokomotive, die einen sprühenden Funtenregen von sich gibt, und ein Duzend mit Holz und Steinen beladene Wagen nach sich zieht. Von hier aus führt ein breiter Weg durch den Wald nach Ledesma, dem Ausgangspunkt der neuen Bahn. Da alles überschwemmt ist, erhalten wir vom leitenden Ingenieur die Erlaubnis, den Bahndamm zu benutzen. Wir stellen uns das sehr einfach vor. Mein Begleiter, der schon längere Zeit von der Malaria schwer heimgegriffen wurde, konnte die letzte Strecke auf der Maschine zurücklegen. Anfangs ging alles gut, und in gestrecktem Galopp eilte ich vorwärts. Dann kamen kleinere Bäche, die mich aufhielten, und schließlich ein etwa 150 Meter breiter, reißender Fluß.

An einer Brücke über ihn wurde gearbeitet, sie konnte aber noch nicht mit Tieren begangen werden. Fahrzeuge waren nicht vorhanden. Man riet mir, ein bis zwei Tage zu warten, da der Fluß schnell fallen würde; ihn jetzt schwimmend

zu durchqueren, wäre wegen großer Steinblöcke sehr gefährlich. Ich aber konnte und wollte nicht warten. Ich sattelte um und bestieg das größte und stärkste Maultier. Das Ufer, etwas überhängend, 3 Meter hoch, unten wälzte sich die gelbe Flut. Ich nahm einen kleinen Anlauf, sprante heftig und tauchte in gewaltigem Sprunge samt dem Maultier unter. Seitwärts des Tieres schwimmend, gelangte ich auch heil durch die Strudel an das andere Ufer. Ich blühte rückwärts und sah mein treues Reittier bodbeinig am überhängenden Ufer stehen, hinter ihm die drei Paktiere. Ich erhob lachend die Hand, wie ich auch auf der Weide immer gemacht hatte, wenn ich ihm Zucker geben wollte. Laut wiehernd warf es sich in die Fluten, und die andern folgten so rasch hinterdrein, daß sie sich gegenseitig verletzten. Unter lautem Hallo der Brückenarbeiter langten sie am Ufer an und wir konnten auf dem Bahndamm weiterreiten. Sumpfiges Gelände erforderte hohe Dämme und zeitweise kleine Brücken, die ich umgehen konnte. Auf einmal aber war der Eisenbahndamm links und rechts von einem hohen Stacheldrahtzaun eingegänzt. Ich dachte, nun würde ich in kurzer Zeit an der Station sein, und im Galopp ging es weiter, immer vorwärts. Eine weitere Brücke aber, ungedeckt und seitlich mit starkem Drahterhau versehen, sperrte mir jeden Durchgang. Schon war es Abend, und ich sah bald zehn Stunden im Sattel, naß von oben bis unten.

Bis zum nächsten rückwärts gelegenen Durchlaß waren es mindestens 40 Kilometer, also hin und zurück 80 Kilometer, das ergab einen verlorenen Tag, und morgen geht der Zug nach Buenos Aires. Voll Grimm und Mut auf den Ingenieur, der mir nichts davon gesagt hatte, daß der Damm für Pferde ungangbar war, kehrte ich langsam um. Dann sagte ich mir, daß der Weg durch den Urwald auch nicht allzu weit abseits der Bahnstrecke gehen werde und rechnete mit etwa 500 Meter. An einer günstigen Stelle stieg ich ab und durchhieb mit meinem schweren Buschmesser die Drähte, die links und rechts zurückschnellen. Der Weg war frei. Das Reittier nahm ich am Zügel, die andern folgten. Mit dem Kompaß in der Hand schlug ich mir durch Unterholz und Schlingpflanzen einen Weg nach Osten. Aber bald wurde der Boden sumpfig und die Dämmerung brach rasch herein. Ich rechnete noch mit 100 bis 200 Meter und drang vorwärts. Das schlammige Wasser reichte mir bis an die Brust, rings um mich her bellten Kaimane, und die Maultiere wurden unruhig. So schnell wie möglich trete ich den Rückweg an, aber die dunkle Nacht überrascht mich in süßlichem Wasser, an den Stamm eines Urwaldriesen gelehnt, beschließe ich, die Nacht zu verbringen. Sie war eine der längsten und grausamsten meines Lebens. In dichten Schwärmen ließen sich die Moskitos nieder. Ich bin nur mit Hemd und Hose bekleidet, dazu naß, biete also den besten Angriffspunkt für die Blutsauger. Feuerzeug und Tabak in der Blechbüchse schwimmen im Wasser. Eine Nacht hier in dieser malarieverseuchten Gegend ohne Moskitoneß, ohne Feuer und rauchen ist unendlich lang. Plötzlich jucken mich, der Donner rollt, ein Gewitter ist im Anzug. Mir kann es nur recht sein. Der heftige Regen verjagt die blutgierigen Sauger, und die wunderbaren Lichterscheinungen der niederfahrenden Blitze verkürzen mir die Nacht. An den Stamm des Baumes gelehnt, verfolge ich stundenlang das großartige Schauspiel; ein richtiges Tropengewitter, stundenlanges, unaufhörliches Rollen, unterbrochen von gewaltigen, harten Schlägen der in nächster Umgebung einschlagenden Blitze. Phantastisch werden die großblättrigen Schmarogerpflanzen in den Gabelungen der Bäume beleuchtet. Arm- und Beine, vom Wind hin und her bewegte Schlingpflanzen erscheinen wie pendelnde Schlangenleiber, die auf Raub ausgehen. In Wirklichkeit aber ist während eines Unwetters kein Angriff eines Raubtieres zu befürchten, da auch sie dagegen im Gebüsch und Höhlen Schutz suchen. Gegen Morgen, als der Regen aufhörte, wurden einige meiner Tiere unruhig. Da ringsum die Krokodile blöten und mit ihren Schwänzen das Wasser peitschten, fürchtete ich einen Angriff. Aber alles blieb ruhig, nur ein Paktier wälzte sich im Wasser, schlug wild aus und blieb tot liegen. Vielleicht war ein Schlangengiß oder eine innere Verletzung vom Durchqueren des Flusses am vergangenen Tage die Todesursache. Bei Tagesanbruch reichte mir das Wasser schon bis an die Hüften. Nur mit Hilfe des Kompasses erreichte ich wieder den Bahndamm, aber an einer anderen Stelle. Ich durchhieb den Drahtzaun abermals, sprengte etwa 30 Kilometer zurück und gelangte schließlich auf einen schmalen Pfad. Eine Stunde vor Zugabgang erreichte ich die Station. Im Schneidzug ging es über Tucuman nach Buenos Aires. Während der sechstündigen Fahrt lag ich fast ununterbrochen mit hohem Fieber, den Folgen einer schmerzlos verbrachten Tropennacht, danteiler und brauchte in Buenos Aires längere Zeit, um mich zu erholen.

Minuten.

Der Zug braust über die Schienen. Das tattmäßige Rollen der Räder wirkt einschläfernd. An ruhigen Fensterscheiben rann der Regen nieder und der Zug geisterte mit hunderten von hellen Lichtern durch das Dunkel.

Der Brenner lag hinter uns. Ein klein wenig schwankte der Wagen. Dicht am Eisad fuhren wir entlang. Eine Stredde, die ich schon so oft gefahren, daß ich kaum mehr hinaussehe, geschweige denn im Dunkeln. Aber ich war unruhig heute. Vielleicht war es das Rauschen des Flusses, der das Rollen der Räder übertönte.

„Hochwasser!“ sagte irgend jemand halb laut.

„Die Sägemühl da oben am Eisad“, sagte Attilo, am Faden weiterknüpfend, den einer absichtslos in unsere Mitte geworfen. „die Sägemühle ist vom Hochwasser fortgeschwemmt worden und das trieb alles mit einer Geschwindigkeit den Fluß hinab, als wäre alles nur ein Kinderspielzeug aus Pappe gewesen. Ich bin da oben acht Tage auf dem Brenner gewesen, acht Tage lang nichts als Regen und Nebel und Nebel und Regen. Der Boden weicht auf, glitt unter den Füßen als weiche schlammige Masse fort und die kleinen, silberrieselnden Bächlein, die sonst so harmlos von den Höhen niederprüllten, sind zu donnernden Fällen angeschwollen, die Erde und Wurzeln und Bäume und Steine mit sich reißen.“

Er hatte noch nicht ganz ausgesprochen, als die Lokomotive mit einem jähen Ruck bremste. Wir fielen durcheinander, hart prallten die Wagen aneinander, Räder knirschten, der Zug ächzte in allen seine Fugen und schon grüllten hysterische Frauenschreie auf, erregte Männerstimmen fragten, Türen flogen auf, Fenster wurden heruntergelassen, bis ins Innerste erschreckt, horchte man hinaus — Eisenbahnunglück...?! Attilo beugte sich aus dem Fenster, rief einen vorüberreisenden Carabiniere an, der erkannte den Vorgekehrten, stand, gab Antwort — Attilo wandte sich zu uns, sein Gesicht war erblaßt. „Keine Gefahr — der Eisad hat nur einen Teil des Felsens mit den Schienen fortgeschwemmt — — — kommen Sie, wir wollen es uns ansehen!“

Der Gang war voll von fragenden Menschen, so kletterten wir einfach aus dem Fenster. Das Nebengeleis funkelte im Licht unseres Zuges. Der Fluß rauschte und brauste und das mitgerissene Gestein rollte dumpf und mit furchtbarer Gewalt schäumte der Fluß in seinem selbstgegrabenen Bett. Vom gegenüberliegenden Berge hatte sich ein Teil gelöst, war mitten in den Eisad gestürzt und hatte so dadurch die reißende Kraft des Stromes gehemmt, der sich eine andere Bahn suchte. Und das Wasser fand seinen Weg! Erde löste sich vom Bahndamm, lockere Steinchen, Felssteile kollerten mit, mit rasender Schnelligkeit bohrte sich das Wasser immer tiefer hinein, bis der Anprall des vernichtenden Elementes keinen Widerstand mehr fand und eine tiefe Bucht schuf, Schienen und Schwellen mit sich fortgeschwemmend... kurz, bevor unser Zug vom Brenner kam — — Minuten nur und wir hätten alle unser Grab gefunden und nur die Geistesgegenwart des Maschinisten rettete uns — oder war es die höhere Macht, die über uns allen waltet?!

Lisa Ridel.

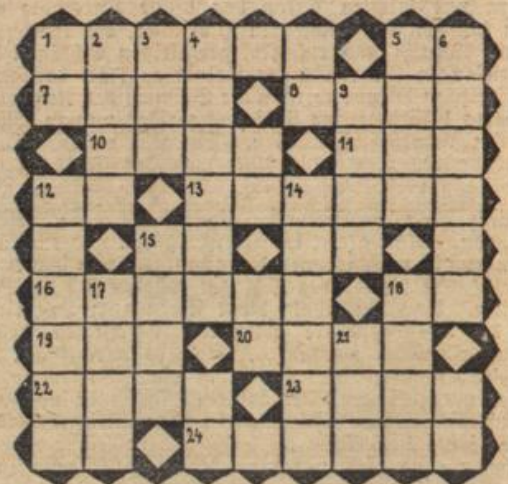
Welt u. Wissen

Weißer Raben. Die „weißen Raben“, die bei uns so selten sind, daß sie als Sprichwortsmotiv für große Seltenheiten dienen, haben, was allgemein unbekannt sein dürfte, eine Stätte, wo sie recht häufig vorkommen. Auf den Inseln der Faröer-Gruppe sind jedenfalls weiße Raben eine durchaus nicht ungewohnte Erscheinung. Der Naturforscher Ballner erzählt davon in einem seiner Werke, und die interessantesten Stellen daraus seien hier wiedergegeben: Man kann auf den Faröer-Inseln sehr oft einen ungeheuren Lärm in den Lüften hören, der von Raben und Krähen verursacht wird. Wenn man hinausblickt, um nach dem Grund des entsetzlichen Geschreies zu sehen, bietet sich jedesmal dasselbe Schauspiel, daß ein weißer Rabe von anderen schwarzen Raben und Krähen unter ohrenbetäubendem Getöse verfolgt wird. Die schwarzen Raben haben gegen ihre weißen Brüder eine ungeheure Abneigung, die sich wohl weniger auf die Farbe des Tieres als auf seinen Charakter bezieht. Die weißen Raben gelten auf den Faröern nämlich für ungewöhnlich klug und gefräßig und sollen ihre schwarzen Brüder mit großem Haß verfolgen, wenn sie sie einzeln antreffen. Ein weißer Rabe soll schon mit vier bis fünf schwarzen Raben gekämpft und gestiegen haben. Allerdings müssen sie vor großen Schwärmen die Flucht ergreifen, und dann rächen sich die schwarzen

Raben an ihnen blutig. Wenn sie sie einholen, haben sie so lange mit ihren Schnäbeln auf sie ein, bis sie tot zur Erde fallen. Andererseits findet man auch wieder viel freundschaftliche Verhältnisse unter ihnen. Auf der Insel Sandon zum Beispiel brütet schon seit vielen Jahren ein Värden, von denen das Männchen ein schwarzer und das Weibchen ein weißer Rabe ist. Dieser weiße Rabe gilt als sehr friedfertig und wird oft unter dem Schwarm der schwarzen Raben beobachtet. In Dahl kommen die meisten weißen Raben vor. Man findet unter mehreren schwarzen Jungen hier oftmals ein weißes. Von der Kühnheit und Häufigkeit der weißen Raben legt der Umstand Zeugnis ab, daß auf den Faröer-Inseln zahme Tauben nicht gehalten werden können, da sie von den weißen Raben unweigerlich getötet werden. In den Nestern weißer Raben fanden sich noch die Überreste vieler anderer Vögel.

*** Langlebigkeit bei großen Familien.** Der erste Internationale Kongreß für Bevölkerungsstudien, der auf dem Kapitol in Rom eröffnet worden ist, wurde durch einen Vortrag des Präsidenten Professor Corrado Gini eingeleitet, in dem dieser sich hauptsächlich mit der Frage der Langlebigkeit in kinderreichen Familien beschäftigte. Er führte aus, daß nach seinen Forschungen die Nachkommen langlebiger Personen im allgemeinen ebenfalls ein langes Leben haben und daß solche langlebigen Personen Familien von mehr als durchschnittlicher Zahl gründen. Daraus geht hervor, daß eine zahlreiche Nachkommenschaft die Langlebigkeit der Eltern nicht verringert. Im allgemeinen ist nach den Ausführungen Professor Ginis die Kindersterblichkeit am geringsten, wenn das Alter der Mutter zwischen 20 und 24 Jahren liegt. Nach diesem Alter wächst die Zahl der Kindersterblichkeit mit der Zahl der Jahre der Mutter. Dieses Gesetz tritt aber im Fall der großen Familien weniger stark hervor. Daraus ergibt sich, daß die Fruchtbarkeit der Mutter begleitet ist von einer größeren Lebenskraft ihrer Kinder. Sodann hat der Gelehrte festgestellt, daß die Väter großer Familien fast immer aus Familien stammen, in denen das männliche Element vorherrscht, während die Mütter kinderreicher Familien aus Familien herkommen, in denen die Frauen überwiegen.

Kreuzwörterrätsel.



Waagerecht: 1. Zeile, Abteilung. 7. Berühmter römischer Redner. 8. Moderner deutscher Dichter. 10. Teil der Blüte. 11. Hirtengott. 13. Feuerfestes Material. 16. Kohlenwagen. 19. Stadt in Südamerika. 20. Spanischer Feldherr und Staatsmann. 22. Laubbaum. 23. Griechischer Buchstabe. 24. Besitzer eines Weingutes. — **Senkrecht:** 2. Vertrag, Bündnis. 3. Griechische Göttin der Rache. 4. Held der karolingischen Sage. 5. Trinkgefäß. 6. Bureauaum. 9. Bekannte Autofirma. 12. Apostel. 14. Europäische Hauptstadt. 15. Erdgeist. 17. Schnelligkeit. 18. Teeartiges Getränk der Südamerikaner. 21. Pseudonym Charles Dickens'.

Auflösung des Kreuzwörterrätsels in Nr. 245:
Waagerecht: 1. Eris. 5. Himalaja. 7. Salm. 8. Gnu. 10. Tee. 12. Ende. 13. Huld. 14. Ziel. 15. Grad. 16. Abt. 19. Mia. 20. Ella. 22. Languste. 23. Zart. — **Senkrecht:** 1. Ems. 2. Raab. 3. Illo. 4. Sam. 5. Hannibal. 6. Adelaide. 8. Geza. 9. Udet. 10. Turm. 11. Edda. 17. Elga. 18. Flur. 20. Enz. 21. Aß.